

25. VIII 49.
Nr. 4907

MÜNCHNER HOCHSCHULSCHRIFTEN

DIE
AKADEMISCHE PROVINZ

Eine Goethe-Rede

von

Dr. rer. nat. WALTHER GERLACH

LEIBNIZ VERLAG MÜNCHEN
BISHER R. OLDENBOURG VERLAG

M 1 0681

DIE AKADEMISCHE PROVINZ

R e d e
gehalten bei der Goethefeier
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
der Universität München
der Technischen Hochschule München
der Landeshauptstadt München
am Stiftungstag der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München am 26. Juni 1949

von

Dr. rer. nat. WALTHER GERLACH
Professor der Experimentalphysik
h. t. Rektor der Universität



LEIBNIZ VERLAG MÜNCHEN
BISHER R. OLDENBOURG VERLAG

MÜNCHENER HOCHSCHULSCHRIFTEN

8

Hochverehrte Damen und Herren!

Bei einer Geburtstagsfeier mag es geschehen, daß Freunde über das bisher vollbrachte Leben sprechen, nach dem Erreichten, nach Erfolg und Mißerfolg fragen und Lehren für die Zukunft hieraus suchen.

Wieviel mehr ziemt sich solches Betrachten bei der Feier des Gründungstages einer Universität, in der sich seit 477 Jahren der Geist der Zeit spiegelt, die heute berufen ist, das Gesicht der Zukunft zu formen, deren Wirken in ihrem eigenen Bereich mehr und mehr ausstrahlt in die Weite der Welt. Das Sein und Werden unserer Akademischen Provinz, ihre geprägte Form und ihre lebendige Entwicklung wollen wir in dieser Stunde betrachten — aber nicht nur mit unseren Augen, sondern auch mit den Gedanken des Mannes, der, in so wunderbarer Weise den Blick auf das Einzelne mit der Schau des Ganzen verbindend, der Welt ein Sinnbild der Universitas ist, noch heute, zweihundert Jahre nach seiner Geburt.

Aber nicht nur das Zufällige unserer Gründungsfeier soll uns Veranlassung zu solcher Betrachtung geben. Die Entwicklungsgeschichte der europäischen Universität spiegelt den besten Teil der abendländischen Geistesentwicklung. Noch heute sorgt sie durch ihre Lehraufgabe für die Verbreitung, durch ihre Forschungsarbeit für die Fortentwicklung der Kultur. Sie stellt deshalb eine ungeheure geistige Macht dar — und deshalb ist sie Kritik und Angriffen ausgesetzt, die so weit gehen, daß manche sie in eine Fachschule umwandeln und die Forschung besonderen staatlich gelenkten Anstalten übertragen möchten. Wer von der fortgesetzten Bedeutung unserer hohen Schulen überzeugt ist, muß daher prüfen, ob sie ihre Aufgaben auch unter den — letztlich durch ihre Tätigkeit — geänderten äußeren Verhältnissen noch erfüllen, wo sie an ihrer durch Tradition geprägten Form festhalten, wo sie der allgemeinen Entwicklung folgen, ja diese bestimmen müssen, ohne ephemeren Wünschen, die für die breite

Masse immer viel Verlockendes enthalten, zu erliegen. Auch bei einer solchen Überlegung wollen wir das Urteil des Mannes beachten, aus dessen Gedankenreichtum Generationen bis in unsere Zeit Kraft, Wahrheit und Schönheit für ihr eigenes Leben holen.

Als Wilhelm Meister in seinen Wanderjahren die pädagogische Provinz besucht, fallen ihm gewisse Symbole auf; er erhält die Erklärung, daß diese die Schüler immer wieder erinnern sollen an das, *worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei*, an die Ehrfurcht; die Ehrfurcht vor dem, der über uns ist; die Ehrfurcht vor dem, was uns die Erde für unser Leben gibt, vor den irdischen Freuden, vor den irdischen Leiden; die Ehrfurcht vor dem Denken und Wollen der Mitmenschen. *Wir überliefern diese dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht* — dieses Wort möchte ich auch an die Spitze des Programmes der akademischen Provinz setzen; die Wege zu betrachten, welche in der Provinz angelegt sind, um die akademischen Bürger zu diesem Ziel gelangen zu lassen, soll unsere Aufgabe sein. Dabei werden wir sehen, daß mancherlei Wegweiser in der pädagogischen Provinz stehen, nicht zuletzt der weise Rat: *vergnügt und vollkommen menschlich* ins Innere der Provinz zu folgen.

Wer den Entschluß faßt, sich der akademischen Ausbildung zu widmen, schließt mit der ersten Epoche seines Lebens ab. Das geregelte Leben der Schule, der Familie, der stets dargebotene, stets einholbare Rat — alles das hört auf. Es beginnt die Zeit der eigenen Entwicklung der Jugend, der Ungebundenheit, der akademischen Freiheit. *Und da der Unterricht weder im Haus noch an der Tür geboten wird, eilt die Jugend nach Ländern und Städten, wohin sie der Ruf des Wissens und der Weisheit verlockt.*

Der junge Mensch, der dann unsere Provinz betritt, wird irgendwie dem Schüler gleichen, der Fausten in seinem Studierzimmer aufsucht,
*einen Mann zu sprechen und zu kennen,
den alle mir mit Ehrfurcht nennen,*
um ihm dann zu sagen:

*Ich wünschte, recht gelehrt zu werden
und möchte gern, was auf der Erden
und in dem Himmel ist, erfassen,
die Wissenschaft und die Natur.*

Wir hoffen, daß er dann nicht „dem Geist, der stets verneint“, in die Hände fällt, sondern daß ein Mensch ihn weist auf

*Weite Welt und breites Leben
Langer Jahre redlich Streben
Stets erforscht und stets gegründet
Nie geschlossen, oft geründet
Altestes bewahrt mit Treue
Freundlich aufgefaßtes Neue
Heitern Sinn und reine Zwecke
Nun! Man kommt wohl eine Strecke.*

Hiermit überlassen wir den Studenten der akademischen Freiheit, der Freiheit, die eine geistige Entwicklung braucht, frei von jedem Zwang, der zur Dressur führt. Freilich ist eine Studienordnung in gewissen Grenzen nötig, welche sich auf die Erfahrung gründet, und die einzuhalten uns Lehrern die Verantwortung auferlegt, die wir für die Ausbildung der sich uns anvertrauenden, noch unreifen studierenden Jugend tragen; denn sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung abirren mag. Wir möchten es doch vermeiden, daß ein solcher Mensch am Ende seines Strebens den Mißerfolg erlebt und dann sagen muß:

*Ich hielt mich stets von Meistern fern,
Nachbeten war mir Schmach.
Hab' alles aus mir selbst gelernt
— Es ist auch danach!*

Oft zu unserem Leidwesen werden darüber hinaus vom Staat Vorschriften aufgestellt, die für die freie geistige Entwicklung der Jugend nicht immer zweckmäßig sind — nach Gesichtspunkten und Prüfungsvorschriften für den Teil, der sich bestimmten Beamtenlaufbahnen zuwenden will und die sich für die spätere Berufsausübung nicht immer segensreich erweisen.

Im Geiste unserer Provinz gibt es nur einen absoluten Zwang: Die wissenschaftliche Gründlichkeit — ein Zwang, der ebensowohl den Lehrer wie den Schüler erfaßt. Der beste Lehrer ist — wie in der pädagogischen so auch in der akademischen Provinz — da zu finden, wo die Sache zu Hause ist, die man lernen will. Hier liegt das Grundprinzip für unsere Vorlesungen: vom ersten Tag an das zu behandelnde Gebiet in seiner wissenschaftlichen Weite und Problematik zu betrachten mit einer den Anfänger manchmal erschreckenden Strenge. Manche Klagen werden hierüber laut, gerade von geistig besonders Wachen, welche so nicht schnell genug zu einem selbständigen Urteil kommen zu können glauben; ihnen müssen wir Goethes Antwort auf eine Frage Eckermanns geben: *Ein originales Streben hat zwar sein Gutes, allein es führt gar zu leicht in die Irre*, denn ohne ein gerüttelt Maß von Kenntnissen ist jedes selbständige und

begründete Urteil — und nach diesem zu streben sollte die erste akademische Bürgerpflicht sein — unmöglich.

Das Prinzip des wissenschaftlichen Unterrichts — zur Schaffung des Wissensstoffes ebensowohl wie zu seiner Verwertung, in letzter Stufe zu seiner Mehrung — kommt noch viel mehr in unseren Seminaren und Instituten zum Ausdruck. In weitem Umfang haben sich hier Grundsätze, die Goethe in der pädagogischen Provinz entwickelt, bis zum heutigen Tag auf das beste bewährt, wenn wir in manchem anderen auch uns über damalige Gedanken hinaus entwickelt haben.

Beim Betreten der Seminare und Institute fällt der Ernst auf, die wunderbare Strenge, mit welcher sowohl Anfänger als Fortschreitende behandelt werden, es scheint, als wenn keiner aus eigener Macht und Gewalt etwas leistete, sondern als wenn ein geheimer Geist sie alle durch und durch belebte, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Hier wird auffallend, daß nichts der Willkür des Lernenden zu überlassen sei, das Element, worin er wirken soll, ist entschieden gegeben, das Werkzeug, das er zu handhaben hat, ist ihm eingehändigt, sogar die Art und Weise, wie er sich dessen bedienen soll, findet er vorgeschrieben. Denkt man auch unwillkürlich an den mephistophelischen Spott über die Dressur des Geistes, so erkennt der Wanderer doch bald, daß nur gewisse Dinge nach einer gewissen gleichförmigen Einheit gebildet werden, denn dieser anweisende Unterricht wird fortgeführt in der Form des wechselseitigen Unterrichts: der Übung anzugreifen und sich zu verteidigen, in der wissenschaftlichen Diskussion. Hier tritt uns in einer oft übersehenen Form die für uns so absolut ausschlaggebende Verbindung von Lehre und Forschung, von Forschen und Lehren entgegen.

Neben jungen Studenten sitzen die älteren, neben dem erfahrenen Lehrer die Assistenten, um zu tieferer Klarheit zu kommen über ein Problem, eine Frage, die noch ungelöst ist oder die es vorher nicht gab; denn das ist die Eigenart der Forschung, daß sie ihre Probleme erst finden, erst formen muß, deren Lösung sie dann versucht. Hier bilden sich zu gleicher Zeit Schüler und Lehrer, und nicht selten bringt der Schüler mit seiner jugendlichen, freieren Auffassung durch die neue Zeit befruchtete Gedanken und damit dem Lehrer wichtige Anregung.

Es ist dies in der Tat eine sonderbare, aber für unsere Hochschulen ganz charakteristische, wohl überlegte Übung. Wir sehen unsere Schüler als Schwimmer an, welche mit Verwunderung im Elemente, das sie zu verschlingen droht, sich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen sind, und so ist es mit allem, dessen sich der Mensch unterfängt, und wir erinnern uns der Überraschung, welche Wilhelm Meister erfuhr, als er gegenüber einem Orchester, das eine mächtige Symphonie aller Instrumente auführte, noch ein zweites erblickte, welches zu besonderer Betrachtung An-

laß gab, in demselben befanden sich jüngere und ältere Schüler, jeder hielt sein Instrument bereit, ohne zu spielen, es waren diejenigen, die noch nicht vermöchten oder nicht wagten, mit ins Ganze zu greifen. Mit Anteil bemerkte man, wie sie gleichsam auf dem Sprunge standen und hörte rühmen: ein solches Fest gehe selten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent sich plötzlich entwickelte.

Der gute Lehrer wird deshalb auch nicht jede Frage gleich mit seiner eigenen Kenntnis beantworten, er darf nicht gleich jedes Geheimnis entschleiern. Das Geheimnis hat sehr große Vorteile: denn wenn man dem Menschen gleich und immer sagt, worauf alles ankommt, so denkt er, es sei nichts dabinter. Dies halten wir für ein sehr wichtiges pädagogisches Prinzip — noch aus einem anderen Grunde. Weise Männer lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß ist — so gewonnene Erkenntnis wird dem Stand seiner Ausbildung entsprechen, sie wird in einer tieferen Ebene des Verstandes verankert sein, und das — wenn auch nur scheinbar — selbständige Finden wird sein Selbstvertrauen stärken; denn auch der Mut, einen selbständigen Gedanken zu fassen, muß herangebildet werden.

Eine Forderung des Aufsehers der pädagogischen Provinz, gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, durch Verhüllen und Schweigen Achtung zu erweisen, können wir allerdings nicht gutheißen. Wir verlangen, daß über alle Gedanken und Meinungen offen diskutiert werden kann und muß; denn nur auf diese Weise können Irrtümer beseitigt werden, die um so gefährlicher sind, in je geheimeren Tiefen sie wurzeln; und nur so kann die Achtung vor Offenheit und ehrlichem Denken des anderen gebildet werden. Ist es denn nicht die schönste, die erhabenste Aufgabe des Lehrers, seine Schüler an die letzten Geheimnisse — seien es die fachlichen, seien es die menschlichen — heranzuführen und immer von neuem den Schauer der Ehrfurcht vor dem Unerforschbaren, Unerforschlichen zu erleben? Sagt doch nicht umsonst Mephisto, um Faust von dieser Aufgabe abzuschrecken:

*Das Beste, was du wissen kannst,
darfst du den Buben doch nicht sagen.*

Gerade in dem Recht und der Pflicht, allen Fragen und Problemen mit offenen Sinnen sich zuzuwenden, sehen wir den höchsten ethischen Wert der akademischen Freiheit, der Freiheit von Lehre und Forschung.

Wie aber suchen wir die Lösung der Probleme? *Durch Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeber anerkannt, von jeber geübt, nicht eingesehen von jedem.* Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig forthin und wider bewegen. Mit diesem Nebeneinander von Spekulation und Pragmatismus, geistversunkenem Denken und weltzugewandtem Handeln, dem sich gegenseitig be-

fruchtenden und vorwärts treibenden Wechsel von Experiment und Theorie, dem allein unsere Naturwissenschaft ihre Erfolge verdankt, mit jenem Goetheschen „Eins und Alles“

*Es soll sich regen, schaffend handeln
Erst sich gestalten, dann verwandeln
Nur scheinbar steht's Momente still*

nähern wir uns der Wahrheit; in der Mitte aber bleibt das Problem, unerforschlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es danach anfängt. Wer sich über die Bedeutung dieses Wortes im klaren ist, der hat einen Hauch des Geistes verspürt, den wir den Geist der Wissenschaft nennen; dies ist der „geheime Geist“, der alle durch und durch beleben muß, die Bürger der akademischen Provinz sein wollen. Ein ewiges Streben nach dem in der Mitte liegenden, in der Mitte bleibenden Probleme, ein ewiger Zwang, der nie erreichbaren Wahrheit sich zu nähern durch gemeinsames Streben.

Ein solches Streben verlangt, auch alle früheren Schritte immer wieder erneut zu überprüfen. Bei dem Studieren der Wissenschaften ist die Untersuchung so nötig als schwer: ob das, was uns von alters her überliefert und von unseren Vorfahren für gültig geachtet worden, auch wirklich gegründet und zuverlässig sei oder ob ein herkömmliches Bekenntnis nur stationär geworden und deshalb mehr einen Stillstand als einen Fortschritt veranlasse. Im Gegensatz dazu steht die Prüfung des Neuen, wo man zu fragen hat, ob das Angenommene wirklicher Gewinn oder nur modische Übereinstimmung sei, denn eine Meinung, von energischen Männern ausgehend, verbreitet sich kontagiös über die Menge, und dann heißt sie herrschend — eine Anmaßung, die für den treuen Forscher gar keinen Sinn ausspricht.

So erziehen wir die Jugend zur Bescheidenheit und erkennen selbst von neuem, daß es im kleinen wie im großen gelöste Probleme nicht gibt, daß im ewigen Wechsel sich die Aspekte ändern und daß in diesem Wechsel der Gedanken mit dem Wechsel der Generationen der Fortschritt begründet ist, der uns immer mehr zur Ehrfurcht vor den ewigen Geheimnissen führt.

Zur akademischen Freiheit gehört auch die Freiheit der Lebensgestaltung, die sogar ein Grundrecht unserer akademischen Provinz ist. Deshalb sind wir jeder Uniform durchaus abgeneigt, sie verdeckt den Charakter, der sich im freien Lauf der Welt bildet. Hier herrschen die Gesetze der Jugend, gelten die ihr eigenen Formen der Äußerung von Lebenskraft und Lebenslust. „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein!“ — und wenn wir gelegentlich die klagenden Worte des Herolds sprechen müssen:

O Jugend, Jugend, wirst Du nie
Der Freude reines Maß bezirken,

so sollen wir Lehrer auch seine Mahnung nicht vergessen:

O Hobeit, Hobeit, wirst Du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken,

und uns mit der Erkenntnis trösten:

Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch e' Wein.

Nur in der Freiheit kann sich die Charakterstärke entwickeln, welche den Mann in schweren Lebenslagen, bei nie ausbleibenden Enttäuschungen und Rückschlägen sagen läßt

Wäbntest Du etwa
Ich sollte das Leben hassen
In Wüsten fliehen
Weil nicht alle
Blüenträume reifen?

In freien Formen, nicht in überlebten starren Schemen sollen sich die Studenten verbinden zur Pflege der Freundschaft und Brüderlichkeit. Die landsmannschaftlichen Grenzen des letzten Jahrhunderts wurden durch die Technik überwunden; die Weltweite des wissenschaftlichen Denkens muß sich in der Weltweite der menschlichen Beziehungen spiegeln. Mit Sorgfalt pflegen wir daher die Verbindung unserer Jugend mit der Jugend anderer Länder, da wir nur von ihr eine Einigung der Menschheit erhoffen können. „Kann es etwas Schöneres geben, als wenn die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkäme, um sich fester für das Gute zu verbünden“, sagte Goethe als Ergebnis seiner Überlegungen zu der Unterdrückung der akademischen Freiheit im Beginn des letzten Jahrhunderts — möchte doch dieser Wunsch endlich in Erfüllung gehen!

Noch einen Gedanken hier zum Ausdruck zu bringen, liegt mir sehr am Herzen. Zur akademischen Freiheit gehört auch die Aufgeschlossenheit, die Unbeschwertheit, die Beschwingtheit. Mehrfach hat Goethe die fröhliche Gemütsstimmung betont, mit der man an die Probleme der Wissenschaft herangehen soll. Wir hörten schon, daß der Wanderer aufgefordert wird, mit vergnügten und vollkommen menschlichen Sinnen die pädagogische Provinz zu betreten. Und Leonore sagt von Ferrara:

Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freien Denkens an.

Ein anderer Teil der akademischen Freiheit ist das Selbstbestimmungsrecht des Studenten über den zeitlichen Ablauf seiner Studien. Mit großer Sorge sehen wir, daß dieses mehr und mehr in Richtung auf Verkürzung

der Studienzeit mißbraucht wird. Wir verstehen wohl die in der gegenwärtigen Notzeit liegenden Gründe, welche vor allem die überalterten Studenten in den Beruf treiben. Aber ohne schwerste, nachhaltige Störung unserer Kultur, die durch politische Experimente schon angeschlagen ist, kann dieser Zustand nicht lange dauern. Was jetzt manchmal getrieben wird, ist nicht einmal mehr ein geordnetes Fachstudium, es ist das ärgste Zerrbild des Studiums, das Brotstudium. Der echte akademische Bürger soll aus Freude an der Erkenntnis, aus Erkenntnisdrang und Wissensdurst studieren, aber

*Nicht Kunst und Wissenschaft allein
Geduld will bei dem Werke sein.
Ein stiller Geist ist jahrelang geschäftig
Die Zeit nur macht die feine Gärung kräftig.*

Die Besinnlichkeit, die Ruhe, die jedes Wachsen und Reifen in der Natur verlangt, muß in unserer Provinz wieder hergestellt werden, um so mehr, je turbulenter das Geschehen der Welt dahinläuft — ja, ist diese Not unserer Zeit nicht nur eine Folge der mangelnden Ausreife der Menschen? Einrichtungen wie die Studienstiftung des Deutschen Volkes, Stipendien für die Vertiefung des Studiums müssen daher in weitestem Maße gepflegt werden; Staat und Nation müssen für die Universitäten da sein, wenn diese ihre Aufgabe für die Menschheit erfüllen sollen.

Mehr als uns lieb, mehr als der Erfüllung der Hauptaufgaben unserer akademischen Provinz dienlich, müssen wir uns mit einer der Tagesfragen befassen, die unsere Not uns stellt — ebensowohl die geistige Not, bedingt durch jahrelange Absperrung von der Welt, durch Mißhandlung des Geistes unserer Jugend, als auch die materielle Not, in welche die Zerstörung ihrer üppigen Gefilde unsere Provinz gebracht hat. Zwar heißt es ‚Not lehrt beten‘, und mancherlei moralische Werte werden ihr zugeschrieben:

*Treffliche Künste dankt man der Not und dankt man dem Zufall,
Nur zur Wissenschaft hat keines von beiden geführt.*

Mancherlei Fortschritte in der Wiederherstellung unserer Gebäude führten wohl zur Entfernung der Warnungstafeln an den Hörsälen

*Jeder sehe, wo er bleibe
und wer steht, daß er nicht falle.*

Aber viele Forschungsstätten liegen noch brach; ungeduldig wartet eine junge Generation auf ihre höhere Ausbildung, auf die Möglichkeit zur Betätigung ihrer geistigen Kräfte in friedliebendem und friedbedingtem Wettbewerb der Welt. Freilich:

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?

Dem dies, dem das? Hier aber fehlt's an Geld.

Müssen uns nicht die Klageworte des Schatzmeisters an den Kaiser in den Sinn kommen? Auf wessen Hilfe soll man noch pochen?

*Subsidien, die man uns versprochen,
Wie Röhrenwasser bleiben aus.*

Ja, der Wille zur Hilfe ist überall da, und dieses Verständnis hält unsere Hoffnung lebendig; doch

*Ein jeder hat für sich zu tun
Die Geldesportoren sind verrammelt
Ein jeder kratzt und scharrt und sammelt —
Und unsre Kassen bleiben leer.*

Wann wird uns eines begabten Manns Natur und Geisteskraft die Bedingungen schaffen, die zur Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung der Kultur unentbehrlich sind? Ist Goethes Brief, den er voll Begeisterung über die Stiftung der Senckeburgschen Naturforschenden Gesellschaft 1821 schrieb, vergessen? —

*Wer Wissenschaft und Kunst fördert, darf sich
sagen, daß er gränzenlose Folgen vorbereitet!*

Die Universität ist ein lebendiger Organismus, der neue Sprossen treibt, welche erkannt und dann gepflegt werden müssen, damit sie selbständig werden. Auch hierzu gibt Goethe als der liebevolle Pfleger seiner Universität Jena das Beispiel. In der Erkenntnis der Notwendigkeit systematischer Beobachtung schuf er aus eigenen Mitteln den Jenaer Botanischen Garten. Gebiete, welche als Teile des pharmazeutischen Unterrichtes sich entwickelten, die Chemie, die Botanik, die Mineralogie, machte er zu selbständigen Professuren. Für viele Spezialfragen richtete er Institute ein, deren Führung er selbst in der Hand behielt. Die Hochschulen haben diesen Weg weiter verfolgt; besonders unsere Universität darf mit einem gewissen Stolz auf die große Zahl von Lehrstühlen, Instituten und Seminaren hinweisen, welche der Pflege wissenschaftlicher Spezialitäten dienen. Doch in den letzten Jahren blicken wir mit Sorge auf einen Stillstand — und das ist in jedem lebendigen Organismus ein Rückschritt. Während unserer Abschürfung von der Welt haben sich anderswo wissenschaftliche Disziplinen entwickelt, die sich besonders mit der Wissenschaft vom Menschen in neuartiger Weise befassen, um für das Grundproblem unserer gesamten Zivilisation, die soziale Frage, eine Lösung zu suchen, unbeeinflusst von politischen Leidenschaften und Machtansprüchen. Auch die Fortentwicklung der medizinischen Wissenschaft verlangt Forschungsstätten an unseren Universitäten, welche sich der Verfolgung neuer Ideen mit allen erforderlichen Hilfsmitteln widmen können — also nicht Forschungsinstitute, die

von ihnen getrennt sind, sondern welche in Kontakt mit den Kliniken, mit den naturwissenschaftlichen Instituten und nicht zuletzt mit der Lehre und somit mit dem ganzen Leben der akademischen Provinz stehen.

Aber auch unsere naturwissenschaftliche Forschung ist etwas außer Tritt gefallen. Wir brauchen dabei nicht allein auf die Atomforschung hinzuweisen; das war schon öfters so, daß ein wissenschaftliches Gebiet vorwiegend in einem Lande mehr, im anderen weniger gepflegt wurde; das ist ein Kennzeichen der Übernationalität der Wissenschaft oder wie Goethe einmal sagt: *Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.* Neu ist, daß einer Gruppe von Forschern durch Zwangsmaßnahmen die Bearbeitung gewisser Gebiete vorenthalten werden soll. Vor kurzem erst hatte man einem Volke die Lehre der Relativitätstheorie verboten, andernorts verlangt man die Befolgung biologischer Dogmen — *eine Anmaßung, die für den treuen Forscher gar keinen Sinn ausspricht, in den Wissenschaften ist die absolute Freiheit nötig: denn da wirkt man nicht für heut und morgen, sondern für eine undenklich vorschreitende Zeitenreihe! Gewinnt aber* — was durch mangelnde Widerstandskraft gegenüber äußeren Einflüssen, durch menschliche Unvollkommenheit geschehen mag — *in der Wissenschaft das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrigbleiben, und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte das nichts zu sagen. Er wird im stillen, im verborgenen fortwährend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und seinen Überzeugungen fragt, und wo diese sich, bei verbreitetem allgemeinem Licht, auch wieder hervorwagen dürfen.* Solche einzelnen Geister, solche geistigen Werte fanden oft und immer wieder Schlupfwinkel in der akademischen Provinz. Eine spätere ruhigere Betrachtung wird gerade auch auf unsere Zeit zurückblickend dies anerkennen.

Manchmal begegnen wir der Kritik, unser Prinzip der wissenschaftlich gegründeten Ausbildung bereite in den praktischen Berufen nicht genügend für die Erfüllung der Berufsaufgaben vor. So wird — von einer Weltanschauung sogar im Prinzip — verlangt, die fachliche Ausbildung der Lehrer auf das zu beschränken, was sie selbst zu lehren hätten. Dabei ist die Bildung der Lehrer eine so besonders wichtige Aufgabe, weil über sie ein großer Teil der Wirkung aus der akademischen Provinz in die Allgemeinheit geht, und die Produkte ihres Unterrichtes dann wieder zur neuen Ausbildung als Studenten in sie eintreten. Diese Diskussion ist nicht neu. Goethe machte dazu (ich zitiere eine Tagebuchnotiz von Friedrich Soret) eine sehr treffende und als sehr richtig schon erkannte Beobachtung. Er sagte nämlich, daß, je gründlicher man in das Studium einer Sache eingedrungen sei, man desto besser die *Anfangsgründe lehren*

könne; und in den Wanderjahren heißt es: *Es ist nichts schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler ebenfalls wissen sollen.*

Ich denke, daß ähnliches für alle Berufe gilt. Das Schlimmste ist halbwissend zu sein. Wer auf irgendeinem Gebiete wirken soll, muß auf der Vergangenheit stehen, den Blick in die Zukunft gerichtet; er muß in der Tiefe seiner Aufgabe leben und sie als Teil der weiten Welt kennen und fühlen. *Was der Mensch leisten soll, muß sich als ein zweites Selbst von ihm ablösen, und wie könnte das möglich sein, wenn sein erstes Selbst nicht ganz davon durchdrungen wäre?*

Aber eine andere Seite unserer Ausbildungs- und Arbeitsart darf nicht übersehen werden, zumal auch an ihr die Kritik häufig ansetzt: eine gewisse Gegenwartsfremdheit. In der Tat ist Gegenwart ein Begriff, welcher der Forschung irgendwie nicht adäquat ist. Sie kann und darf in ihren Zielen nicht Forderungen, nicht Anschauungen des Tages, sondern muß ihrem eigenen Gesetz der Entwicklung folgen: *Wohl muß sie das Lebendige ergreifen und üben — aber zunächst im stillen, sonst wird man selbst gehindert („Sag es niemand, nur dem Weisen, weil die Menge leicht verhöhnet!“).*

Nur Gedanken, die sich durch die wissenschaftliche Arbeit als lebenskräftig erwiesen haben, sollten aus den Bezirken der Provinz in die Welt hinausgehen, und das mag oft lange währen.

Auch kann darüber wohl kein Zweifel bestehen, daß wir die Ausbildung unserer Schüler so einzurichten haben, daß sie in der Zukunft ihren Aufgaben gewachsen sind. Nichtsdestoweniger ist die Forderung, zu den Problemen der Gegenwart mit wissenschaftlichen Argumenten Stellung zu nehmen, berechtigt — allein schon deswegen, weil sie für unsere Schüler dereinst ja Vergangenhät sein wird. Aber in der zu starken Betonung der Gegenwart, zu der mancher, weil er ja schließlich in ihr lebt, geneigt sein möge, liegt die ungeheure Gefahr der Überschätzung des Augenblicks.

„Die Gegenwart verführt ins Übertriebene“ — und gerade wir sollten gelernt haben, welche Folgen aus der Ausrichtung auf das Gegenwärtige unter Nichtbeachtung der Lehren der geschichtlichen Entwicklung und der bewußten Nichtachtung ewiger Gesetze und Wahrheiten entstehen.

Die Forderung, die Gegenwartsfragen als vordringliche Aufgaben der Universitäten zu behandeln, ist verhältnismäßig neu. Sie ist vor allem durch zwei Faktoren bedingt: Erstens der gesteigerte Einfluß der Naturwissenschaften auf das Leben, der schnelle Umsatz von neuartigen Entdeckungen zu technischen Entwicklungen und ihre Verwendung als politischer Machtfaktor — sei es in der Propaganda, sei es in kriegsdrohenden Waffen; zweitens die Schnellebigkeit unserer Zeit, das gesteigerte Tempo jeder Änderung, wodurch vor allem in sozialen Fragen eine revolutionshafte

Unruhe entsteht. Der Hauptgrund für das letztere ist eine oberflächliche Bildung, eine mangelnde Einsicht in das Wesen der Dinge und ihrer Entwicklung, ebenso bei Akademikern wie in breiten Volksschichten.

Hiermit kommen wir zu einer der schwierigsten, so oft durchdachten, so oft mißverstandenen Aufgaben der akademischen Provinz: Dem Formen der *allgemeinen Bildung*. „*Narrenpossen sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu*“, poltert Montan in der pädagogischen Provinz; und er sagt im Namen der großen Gesellschaft: *Daß ein Mensch et was ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an, und besonders in unserem Verbands spricht es sich von selbst aus. Was für die pädagogische Provinz gilt, gilt für unsere akademische Provinz nicht weniger: Es ist das Grundgesetz unserer Verbindung: in irgendeinem Fache muß einer vollkommen sein, wenn er den Anspruch auf Mitgenossenschaft machen will. Aber daneben steht der Satz: Alles, wozu der Mensch sich ernstlich einläßt, ist ein Unendliches, und auf die Frage: man hat aber doch eine vielseitige Bildung für vorteilhaft und notwendig gehalten, erfolgt die Antwort: Sie kann es auch sein zu ihrer Zeit; Vielseitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin das Einseitige wirken kann.*

Das Prinzip unserer akademischen Provinz, an dem wir leidenschaftlich festhalten und festhalten wollen, ist die Universitas. Äußerlich gesehen ist es eine Vereinigung der verschiedenen Fakultäten in einem einheitlichen Rahmen. Ebenso betrachtet erscheint sie als eine Aufteilung unseres gesamten Wissens- und Erkenntnisgebietes in zahllose Einzeldisziplinen. Dieser Eindruck wird verstärkt dadurch, daß der Student sich ein Fach zum Studium wählt und daß jedes Fach, ja oft jede Unterabteilung eines Fachgebietes, einen eigenen Dozenten hat. —

Wo bleibt da die Universitas?

Nicht bei uns und nirgendwo gibt es einen Unterricht in allgemeiner Bildung; aber es gibt eine solche Ausbildung, welche die Fähigkeit verleiht, unablässig nach der Vervollkommnung der Bildung zu streben. So lehren wir den Studenten zunächst die Beherrschung der materiellen Kräfte und Stoffe der Erde, wir zeigen ihm die *geregelt* freie Wirksamkeit im Geistigen. Diese beiden Welten dann gegeneinander zu bewegen, ihre beiderseitigen Eigenschaften in der vorübergehenden Lebenserscheinung zu manifestieren, das ist die höchste Gestalt, wozu sich der Mensch dann selbst auszubilden hat. Alles Wissen bleibt bestenfalls äußerer Schmuck, wenn es nicht von jedem Menschen in seiner Art verarbeitet wird. Bildung erfüllt sich nicht durch bloßes Lernen; Bildung ist der Zustand des stetigen Strebens in allen Lagen und Fragen des Lebens zu höherer Einsicht —

auch wenn zu einer vollkommenen Klarheit der Einzelne nicht gelangen kann.

Dieses Streben soll frei, aber nicht zügellos sein. In den Maximen und Reflexionen sagt Goethe: „*Wer den Unterschied des Phantastischen und Idealen, des Gesetzlichen und des Hypothetischen nicht zu fassen weiß, der ist als Naturforscher in einer üblen Lage.*“ Das gilt für jedes Denken; deshalb bilden wir mit solcher Sorgfalt das kritische Denken unserer Jugend durch das Studium aller Einzelheiten der Erscheinungen und der Gesetze auf einem Fachgebiet, das sie sich geistig erobern wollen, nach dem Grundsatz, daß man nichts lernt außerhalb des Elements, das bezwungen werden soll. *Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß die Beherrschung des Handwerklichen vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen. Allgemeine Begriffe sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten.*

Nur durch ein gründliches Fachstudium kann die geistige Verwirrung, die kritiklose Annahme von Schlagworten verhindert werden; denn wer auf einem Gebiet gelernt hat, den einzelnen Erscheinungen und ihrer Verbindung frei und kritisch nachzudenken, wird sich auch bei Fragen aus anderen Bereichen niemals mit dem Oberflächlichen zufrieden geben; *in dem einen, was er recht tut, sieht er dann das Gleichnis von allem, was recht getan wird. Deshalb sondern wir bei jedem Unterricht, was nur zu sondern ist: denn dadurch allein kann der Begriff des Bedeutenden, des Wesentlichen, bei der Jugend entspringen. Nur durch strengste Kenntnis des Einzelnen wird eine Art durchdringender Allwissenheit erworben.*

*Dich im Unendlichen zu finden,
mußt unterscheiden und dann verbinden.*

Dies alles ist nicht eine Verherrlichung des einseitigen (und deshalb nicht einmal echten) Spezialistentums in der Wissenschaft; einem Professor würde man den Vorwurf vielleicht ganz gerne machen, aber es ist Goethe selbst, der in seinen naturwissenschaftlichen Schriften immer wieder die primäre Bedeutung der Analyse betont. Nur bleibt er dabei nicht stehen — ebensowenig wie der Lehrer und Forscher unserer akademischen Provinz. Die Kenntnis des Einzelnen ist ja noch nicht die Einsicht in das Einzelne; *denn zur Einsicht in den geringsten Teil ist die Übersicht des Ganzen nötig.* Auf diesem Wege kommen wir zur Universitas.

Deshalb raten wir unseren Studenten immer wieder, die fast unbegrenzten Möglichkeiten, welche unsere Universität ihnen hierzu gibt, auch zu gebrauchen. Es muß wieder dahin kommen, daß der Student nicht nur

sein Fach versteht, sondern daß er dasselbe auch als Teil der gesamten Kultur und Zivilisation erkennt — daß er nicht etwas studiert, sondern die Universität besucht hat. Dann wird manche Kritik verstummen, die sehr häufig aus Erbitterung über Unterlassungssünden der Studienjahre entspringt; auch die Note I in einem Staatsexamen enthält kein Urteil über den akademischen Geist.

So gesehen ist die allgemeine Bildung aber noch ein Höheres: sie wird zur Grundlage der Freiheit im Denken:

*So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.*

Dieses Streben zur höheren Bildung findet nicht ein Ende, wenn der Student aus der akademischen Provinz ins Leben tritt. Der Grundzug des Studiums muß der Grundzug seines Lebenslaufes werden: unablässige Verbesserung der Ausbildung im Beruf, Erweiterung der Umsicht und Vertiefung der Einsicht werden ihn erst befähigen, die von ihm verlangte Leistung zu vollbringen. Wir denken an die Abschiedsworte, die Lenardo beim Verlassen der pädagogischen Provinz spricht. Wem das Schicksal im Leben einen eng begrenzten Wirkungskreis beschert, *der soll es machen wie ein Krämer, der von Zeit zu Zeit Messen und Märkte besucht, um seinen kleinen Vorteil an der Teilnahme des Grenzenlosen zu steigern.* Wer aber in die Weite des Lebens tritt, *der soll handeln wie jene Naturforscher, die jeder Beschwerlichkeit, jeder Gefahr wissentlich entgegengehen, um der Welt die Welt zu eröffnen und durch das Unwegsamste hindurch Pfad und Bahn bereiten.* Dann wird jede Arbeit zu echtem Nutzen für die Welt, denn dies ist das letzte Ziel allen ethischen Strebens; und die Mahnung: *Suchet überall zu nützen, überall seid ihr zu Haus* führt uns zu dem gleich demütigen wie stolzen Bekenntnis:

Wo ich nütze, ist mein Vaterland.

Was wir vorhin scherzhaft über zeitbedingte räumliche Verhältnisse sagten

*Jeder sehe, wo er bleibe
Und wer steht, daß er nicht falle. —*

das gilt in ernstem Sinne zeitlos als ein Grundgesetz unserer Provinz; denn über aller Fachbildung, über allem Wissen muß gerade bei dem akademi-

schen Bürger jeden Alters der Charakter stehen, die innere Festigkeit. Wir haben mehr und mehr gelernt — und wir hoffen, daß man mehr und mehr aus diesem Wissen die Lehre zieht —, daß Fortschritte der Erkenntnis nicht an sich schon Fortschritte der Menschheit bedeuten; erschreckend sieht mancher Gelehrte wie der Zauberlehrling, daß er die Geister, die er gerufen, nicht mehr los wird; und was Mephisto in spöttischem Rationalismus über das Studium der Theologie sagt, das müssen wir heute mit tiefster ethischer Besorgnis für die Lage fast unserer gesamten Wissenschaft aussprechen:

*Was diese Wissenschaft betrifft
Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arznei ist's kaum zu unterscheiden.*

In einer Unterhaltung mit Eckermann sagte Goethe: „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate.“

Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los — wir finden die Wahrheit dieses Wortes des alten Faust mehr als einmal bestätigt. Dämonisch ist die furchtbare Macht, welche eine hemmungslose Anwendung der technischen Mittel einem Menschen geben kann, dämonisch der Einfluß, den eine in sich vielleicht folgerichtige, aber den Menschen als Ganzes und als Teil des Unendlichen vergessende Philosophie ausüben kann, dämonisch ist die Kraft, mit welcher eine pseudowissenschaftliche Propaganda die Masse verführt. Es gehört eine höhere Kultur dazu, daß der Naturforscher nicht dem krassen Materialismus anheimfällt, daß der Philosoph nicht dem hemmungslosen Phantasietrieb erliegt. Es gehört eine höhere Kultur dazu, deren nur vorzügliche Menschen fähig sind, ihr Inneres, ihr wahres Wesen mit diesem von außen herangerückten Falschen einigermaßen auszugleichen. Sonst wird Vernunft zu Unsinn, Wohltat zur Plage. Wir denken auch an den bangen Zweifel, dem Faust die Worte verleiht:

*Man freut sich, daß das Volk sich mehrt
Nach seiner Art behaglich nährt,
Sogar sich bildet, sich belehrt —
Und man erzieht sich nur Rebellen.*

Hier liegt eines der ganz großen Probleme der akademischen Provinz. Die Jugend ist immer revolutionär, in der Wissenschaft liegen Evolution und Revolution oft eng beieinander. Wir sprechen von revolutionierenden Ideen und Entdeckungen; aber Revolution bedeutet endgültiges Vernichten des Bestehenden; und gerade das gibt es in der Wissenschaft nicht. Im Gegenteil: die neue Erkenntnis, welche ältere Vorstellungen aufzugeben zwingt, stützt sich auf das mit deren Hilfe Erkannte; das Aufgegebene geht

im Neuen wieder auf, Goethes ewiges „*Stirb und Werde*“. Diese Einsicht zu *lehren*, ist eine Aufgabe, welche nach unserer Ansicht nur der erfüllen kann, der selbst Forscher ist, der aus seiner eigenen Arbeit die Bedingungen kennt, an welche Fortschritte gebunden, die gedanklichen Hemmungen und Zweifel, welche bis zum wirklichen Fortschritt zu überwinden sind. Bloßes Wissen kann jeder vermitteln, aber es ist nur die Vorbedingung, welche zum Verständnis des Neuen erforderlich ist. Darum muß der Lehrer stets zurück bis zu den Grundlagen seines Faches gehen, immer von neuem die Leistungen der Älteren beachten und deren allgemeine Zusammenhänge überdenken. Deshalb ist in der lebendigen Wissenschaft nur der tätige Forscher zur *Lehre* geeignet, und von ihm wird in den allgemeinen Anfangsvorlesungen die Grundlage zum Studium, die Grundlage zur wissenschaftlichen Haltung gelegt — in ihnen oder nie.

Die Achtung vor den Leistungen der Vergangenheit, das Miterleben der Entwicklung, der sich weitende Blick auf das Unerforschte und die uns oft schauernd befallende Ehrfurcht vor dem Unerforschbaren — ein solches Belehren und Bilden erzieht gerade nicht zum Rebellen. Deshalb haben zu allen Zeiten große Forscher den nachhaltigsten Einfluß auch auf die ethische Ausbildung ihrer Schüler ausgeübt:

*Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Der hat auch Religion,*

und Mephisto weiß genau, wie er sein Opfer fangen kann:

*Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Der Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken —
So hab' ich Dich schon unbedingt.*

Es gab eine Zeit, da war die akademische Provinz ein Kastalien, die Wissenschaft ein Glasperlenspiel, dessen Geheimnisse streng in der Provinz gehütet wurden. Niemand kann bezweifeln, daß man heute noch mit Bewunderung auf die Leistungen aus dieser alten Zeit zurückblickt; und auch in unserem Zeitalter kennen wir noch weltabgeschiedene Bezirke, weltabgewandte Forscher in unserer Provinz; und deren Erfolge werden nicht gering geachtet; aber sie formen nicht mehr den Charakter der Universität. Man mag es bedauern, daß die Zeiten vorüber sind, da die akademische Provinz hinter hohen Mauern nur ihren Ideen leben durfte; die Erfolge ihrer eigenen Arbeit haben sie gesprengt.

Unsere Forscher beschränken sich nicht nur auf ihre akademische Lehrtätigkeit. Wie der Älteste der pädagogischen Provinz den Wanderer einlädt, zu *kommen und zu vernehmen, was die besten Redner über diese*

Gegenstände öffentlich zu sagen für dienlich halten, so wenden auch wir uns an die Allgemeinheit in öffentlichen Vorträgen. Zu den mannigfachen Institutionen, welche sich dieser Aufgabe der echten Volksbildung widmen, steht unsere akademische Provinz in freundschaftlicher Hilfsbereitschaft. Wir sehen in der geistigen Fortentwicklung der Allgemeinheit, in ihrer Heranführung an die Erweiterung unserer Erkenntnisse, in der Weckung des Verständnisses für unsere Lebensbedingungen ebenso wie für die tiefen Probleme der Menschheit den Angelpunkt für die Lösung des größten, durch die Wissenschaft und — in ihrer unmittelbaren Folge — die Technik geschaffenen Problems: der sozialen Frage.

Einen anderen — im Augenblick bei uns noch nicht gangbaren — Weg zur Förderung der Volksbildung müssen wir bahnen: es sollte einer großen Anzahl von solchen jungen Menschen eine akademische Bildung ermöglicht werden, die nachher nicht sogenannte akademische Berufe ergreifen. In anderen Ländern ist das schon der Fall. Kein Einsichtiger kann über die Tatsache hinwegsehen, daß der größte Teil unseres Volkes zu einer klaren Beurteilung allgemeiner wirtschaftlicher, kultureller und politischer Fragen nicht die genügenden Einsichten hat, aber dennoch z. B. bei Wahlen hierüber urteilen soll; das Niveau vieler Zeitungen ist deshalb so niedrig, weil man nicht mit der Urteilsfähigkeit der Leser zu rechnen braucht.

Dieses führt zu einer weiteren, nicht weniger wichtigen Aufgabe, welche unsere akademische Provinz mit der Höherbildung der Allgemeinheit zu erfüllen hat.

Goethe sagt zu Eckermann: *Es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geist und tüchtige Bildung im Kurs sei, wenn ein Talent sich schnell und freudig entwickeln soll. Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen, aber recht besehen sollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der sie möglich waren, als die einzelnen Verfasser.* Die Philosophie, die Rhetorik, die Geschichtsschreibung, die Dramatik, die bildende Kunst des klassischen Altertums — wohl auf den Leistungen einzelner beruhend — konnten nur entstehen, weil die zu ihrer Vollbringung nötigen Eigenschaften der Nation und der ganzen Zeit angehörten und in ihr im Kurs waren.

Zwei allgemein gültige, aber oft mißachtete Wahrheiten liegen in diesen Worten. Die großen Leistungen werden immer nur von Einzelnen, Begnadeten vollbracht — *alles Große und Gescheite existiert nur in der Minorität* — aber die Zahl dieser Einzelnen wird um so größer sein, je breiter, geistig regsamer die Schicht ist, aus der sie herauswachsen — *Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben!* —

Und nur breite geistige Vorbildung wird die Allgemeinheit befähigen zu verwirklichen, was einer „*kühn gedacht*“, denn

*Daß sich das größte Werk vollende
Genügt ein Geist für tausend Hände.*

Fehlen diese, so könnte es leicht heißen

*Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein! —*

und dem „Denken“ folgte nicht „das Tun“!

Aber auch das Andere: Leistungen werden nur vollbracht, wenn sie Verständnis finden; auch geistige Kapitalien bringen nur Zinsen, wenn ihr Kurs hoch ist.

So hängt stets die große Leistung in zwiefacher Weise von der Kulturhöhe der Allgemeinheit ab. Es soll stets das Bestreben der akademischen Provinz sein, soviel als möglich nach außen zu wirken, damit sie zur Erreichung ihres höchsten Zieles die geistig-bereite Gefolgschaft findet.

Dann dürfen wir einmal auch auf die Erfüllung unseres heißesten Wunsches hoffen, daß der wahre Akademiker die Auswirkung der von ihm errungenen Kenntnisse in die Hand bekommt, statt sie von blinden Mächten ohne Ehrfurcht vor dem göttlichen Wert der Erkenntnis mißbraucht zu sehen. Dann erst haben wir die Wissenschaft

*Die durch Erfahrung weiter ausgebildet
Dem Menschen nützt, indem sie ihn erhebt.*

Die Ehrfurcht vor der Wahrheit verleiht der akademischen Provinz das Recht der Freiheit. Das Wissen um den ewigen Wert des Wahren gibt ihr das Gesetz ihres Handelns. Ihr Wesen ist ein stetes Suchen nach Besserem, gestaltet aus den erweiterten Elementen des Vergangenen, ein nie erfülltes Streben in wogendem Wechsel zwischen Altem und Neuem, in wechselndem Weben des Morgen aus dem Gestern und Heute, im Auf und Ab der Lebensfluten, im Tatensturm.

Dieser Leben bedeutende und Leben schaffende geistige Kampf zwischen Tradition und Fortschritt formte unsere akademische Provinz; und sie wird blühen und wachsen, solange seine Flammen lodern; denn

*— keine Zeit und keine Macht zerstückelt
geprägte Form, die lebend sich entwickelt.*



